

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sarah Kuttner

180° Meer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich bin kein schöner Mensch.

Meine Aura ist irgendwie zahnfarben. Nicht offwhite, nicht creme. Nicht einmal neutral beige.

Das diffus Unangenehme, das *zahnfarben* verheißt, nehme ich voll und ganz für mich in Anspruch. Meine Präsenz fühlt sich an wie ein Kuss von jemandem mit schlechtem Atem, der sich aber gerade eben die Zähne geputzt hat: eine irritierende Nuance unter neutral.

Ich weiß das, denn die meisten Menschen reagieren ganz leicht auf mich. Sie merken es kaum, doch sie fühlen sich minimal unbehaglich in meiner Nähe, können aber nicht den Finger drauf legen. Oft gelingt es ihnen noch nicht einmal, es konkret an mir festzumachen. Aber ich bin es. Und ich weiß es. Wenn sie dieses winzige bisschen irritiert wirken, will ich sagen: »Das bin ich! Ich mache, dass du dich unwohl fühlst.« Selbstverständlich tue ich das nicht.

Ich bin nicht greifbar. Wie ein winziger Schauer, der einem über das Rückgrat fährt, ein Wort, das einem nicht einfällt, das ungute Bauchgefühl, wenn doch eigentlich alles glattgelaufen ist.

So bin ich.

Und ich nehme darauf keinen Einfluss, ich ändere es nicht.

Nicht weil ich mich so irre gut finde, sondern weil es das Einfachste ist.

1.

Daniels kurze Finger wabern auf dem Klavier herum, als wollten sie eigentlich woanders sein, hätten aber hier noch einen unangenehmen Job zu erledigen. Wobei, genau so ist es ja. Nur scheint ihr Besitzer den Job zu lieben, und da müssen die Finger eben mitspielen.

Daniel verachtet mich. Ich finde das grundsätzlich nicht unangebracht, ich verachte ihn auch, allerdings verachte ich mich selbst hier gerade mehr, daher scheint es mir doch nicht gerecht, dass ich von zwei Menschen verachtet werde, er nur von einem.

Der Rest der Bar liebt uns.

Kein Wunder, wir spielen die beschissensten Songs der Achtziger, der Neunziger und das Beschissenste von heute. Und wenn es nicht beschissen ist, dann sorgen wir dafür, dass es beschissen klingt. Denn das ist es, wofür uns die Menschen lieben. Weshalb man uns bucht. Gefällige Musik, *mit einer ordentlichen Portion Soul*. Die Menschen lieben ordentliche Portionen Soul, zumindest in Bars tun sie das. Während sie ihre Weine oder Whiskys oder Cosmos trinken, während sie einander in die Augen sehen, Liebe spielen, Business spielen oder nur Geselligkeit spielen.

Soul macht alles gehaltvoller, *deeper*.

Also singe ich jeden Song auf unserer Setlist, als hätte ich mit Aretha Franklin gefrühstückt. Ich mache das ganze Programm: Ich phrasiere mich dumm und dämlich, meine Finger zittern ekstatisch am Mikrophon auf und ab, und mein Gesicht spielt, in zufällig erscheinender Reihenfolge, immer wieder dieselben drei Formen von Leidenschaft: 1. *Versunken in Emotionen* (Augen geschlossen, Kopf wahlweise nach oben, unten oder schräg zur Seite geneigt, aber immer leicht nickend, ein verträumtes Lächeln, als wäre ich in einer ganz anderen, eigenen Welt), 2. *Ekstase* (Augen, wenn möglich feucht vor Glück, weit aufgerissen, Kopf gen Himmel, die freie Hand auch, ein gejauchztes »Jesus« würde passen, wäre aber zu viel) und 3. *Die Überraschung*. Was Überraschung in Soul zu tun hat, weiß ich nicht so richtig, ich habe es aber oft bei anderen schlechten Performern gesehen, es scheint eine Bedeutung zu haben. *Die Überraschung* entsteht meistens aus *Versunken in Emotionen* und wird mit einer ruckhaften Kopfbewegung nach vorn am besten ausgeführt. Dazu die Augen wieder aufgerissen, dieses Mal aber nicht feucht vor Glück, sondern streng und gradlinig mit direktem Blick in das Gesicht des Nächstbesten. Vielleicht sagt *Die Überraschung*, dass Soul keinesfalls langweilig oder sanft ist. Nein, sagt sie, Soul ist auch konkret und kraftvoll und geht jeden was an. Eventuell ist *Die Überraschung* auch die falsche Bezeichnung für diesen Profiblick, aber all die Souldiven sehen unfassbar überrumpelt aus, wenn sie diesen merkwürdig harten Blick benutzen, und außerdem weiß ja eh niemand, wie er heißt, der Blick. Fakt ist: Er funktioniert. Er rüttelt die Leute auf. *Hui*, denken sie dann, *jetzt aber nicht einlullen lassen, diese wunderschöne Musik, die berührt mich, ja, aber sie for-*

dert mich auch. Und zack haben alle Beteiligten das Gefühl, selbst ein bisschen Soul zu sein. Sie haben ja schließlich indirekt mitgewirkt.

Zumindest ist es das, was die Gesichter der Menschen sagen, wenn ich ihnen, was ich selbstverständlich versuche zu vermeiden, ins Gesicht sehe. Sie sagen: *Ich bin zwar hier mit meiner Frau/Businesspartner/superguten Freunden und ja, ich habe eine enorm gute und entspannte Zeit, aber ich passe auch auf. Dein Soul ist mein Soul*, sagen die Gesichter.

Daniel glaubt auch an *Dein Soul ist mein Soul*. Er begleitet mich jetzt seit zwei Jahren am Klavier und diese drei Abende in der Woche bedeuten ihm viel. Ich bedeute ihm nichts, ich bin nur sein Weg zum Ziel. Weil ich persönlich aber ausschließlich Weg ohne Ziel mache, verachtet er mich. Er spürt, dass mir all das, generell eigentlich *alles*, nichts bedeutet, und das nimmt er mir übel. Unsere gegenseitige Verachtung ist die Schmiere, die unseren Zauber geschmeidig hält, sollte man meinen, aber es ist wirklich nur Verachtung. Daniel will hoch hinaus, ich will nichts. Aber er kann sich nicht verpissen, denn die Leute wollen uns als Duo. Wir wirken eingespielt, aufgrund meines *Versunken in Emotionen*-Blickes sogar manchmal verliebt, zumindest aber sexuell aufgeladen. Nichts davon stimmt, natürlich. Aber die Menschen wollen auch nicht mehr sehen als das, was wir ihnen geben.

Was sie konkret sehen, ist eine recht große Frau Anfang dreißig, eher dürr als schlank, mit verwirrendem Haar. Ich habe unfassbar stark gelocktes Haupthaar. Obwohl niemand in meiner Familie auch nur leichte Wellen hat, kräuseln sich auf meinem Kopf winzige, dicke Locken. Von hin-

ten denken viele, ich hätte afrikanische Vorfahren. »Hey, eine kleine Schokopuppe!« habe ich schon mehr als einmal von angetrunkenen Männern, deren Frauen gerade auf dem Klo waren, in den Nacken gehaucht bekommen. Bis ich mich umdrehe. Dann sieht man ein durchschnittliches, sehr europäisches Gesicht mit eher knappen Features: kleine, ein wenig zu eng zusammenstehende Augen, eine kurze Nase, schmale Lippen. Verhärtmt, würde meine Mutter sagen. Diese unfassbar weit auseinanderklaffende Schere zwischen aufregendem Haar und egalem Rest ist mir zuwider, weshalb ich meine Haare große Teile meines Lebens immer entweder auf ein Minimum gekürzt habe oder unter diversesten Kopfbedeckungen verstecke. Hier allerdings passt und gefällt es, wie der furchtbare Rest. Hier im geheimen Land des beschissenen Geschmacks gilt das als exotisch.

Zusammen sind Daniel, dessen vietnamesische Mutter ihr Erbgut zwar eher rezessiv weitergegeben hat, aber immerhin genug, um ihn ausreichend asiatisch anmuten zu lassen, und ich Paradiesvögel. Also lasse ich die dämlichen Haare wachsen und schmiere Kokosnussöl rein, weil man das so macht und es mir egal ist. All das ist mir egal.

Daniel ist all das nicht egal. Er glaubt daran, dass wir Paradiesvögel sind. Er glaubt an unsere exotische Ausstrahlung, er hegt und pflegt sie. Auch er hat raue Mengen Haar und versucht es, so sehr es geht, wie Jamie Cullum zu stylen. Auch er sieht durchschnittlich aus und trägt eher schlecht sitzende Anzüge, was uns aber in die Hände spielt, denn die Leute in Bars wollen nicht, dass der Typ am Klavier besser aussieht als sie selbst, das wäre zu viel, angesichts des vermeintlich eh schon unfassbaren Talents.

Es ist ganz wichtig, dass die Begleitung der Sängerin nur medioker aussieht. Das männliche Publikum muss zumindest die Möglichkeit erahnen, mich abschleppen zu können. Und die Frauen befriedigt es, dass die talentierte und geheimnisvoll anmutende Sängerin nicht auch noch zu allem Überfluss einen heißen Klavierspieler ihr Eigen nennen darf. Das wäre einfach unfair, das würde man mir nicht gönnen. Gleichzeitig stärkt es ihr eigenes Selbstbewusstsein: *Ach, wir schönen Powerfrauen brauchen keine Männer, um glücklich zu sein*, wollen sie denken. *Wir sind unabhängig, wir können uns nehmen, was wir wollen*. Wenn sie diesen nur oberflächlich emanzipierten Mist nicht schon von alleine mitbringen, möchten sie ihn von mir vermittelt bekommen.

Bitteschön. Ich vermittele das. Ich vermittele alles, was sie wollen, diese Menschen in Bars. Ich bin eine Prostituierte der menschlichen Emotionen.

So ein Abend erreicht seinen Höhepunkt (Sicht: Publikum und Daniel) und Tiefpunkt (Sicht: ich) immer dann, wenn wir »Smooth Operator« von Sade spielen. Dieser Song berührt, aus einem mir vollkommen unerfindlichen Grund, das Belohnungszentrum der meisten Menschen, die gegen 21.30 Uhr in einer Bar sind. Wobei hier im Grunde noch mal spezifiziert werden muss: Wir spielen eigentlich in einem Restaurant, das sich nach 21.00 Uhr irgendwie in eine Bar verwandelt. Wir fangen um 20.00 Uhr an zu spielen, für einen richtigen Künstler ist das eine denkbar undankbare Zeit, denn da läuft der Restaurantbetrieb auf Hochtouren und es fühlt sich an, als würde man in einem Hauptbahnhof auftreten. Kellner hetzen durch die Gegend, der ganze

Raum ist erfüllt von zahlreichen *Hallos* und *Endlichs* und *Wiegehtesdirs* und *Kommdocherstmalans*. Es macht keinerlei Sinn, zu dieser Uhrzeit eine Sängerin an ein Klavier zu stellen, aber mir soll es egal sein, ich stehe einfach da und singe, die Gespräche der Gäste mit meinem Soul störend. Als wir vor zwei Jahren hier anfangen, hatte ich einen lauen Versuch gestartet, Andreas, dem Besitzer des Ladens, zu bedenken zu geben, dass man sich beim Essen in einem eh recht wuseligen Restaurant von Livemusik vielleicht eher gestört fühlen könnte, aber Andreas fragte nur: »Wollt ihr den Job oder nicht?« Also dachte ich nein und sagte ja und ließ mich leidenschaftslos von Andreas ficken, und seitdem stören wir die Menschen beim Essen ab acht.

Interessanterweise ist das ganze Hetzige ab 21.30 Uhr schon wieder vorbei. Als ob die Menschen hier tatsächlich Punkt acht alle gleichzeitig ankommen, essen und fertig sind. Dann verwandelt sich die Atmosphäre nahezu schlagartig in etwas Barähnliches. Zwei Drittel der Gäste gehen, der Rest schaltet die Körpersprache auf Krawatte-lockern um, und uns wird plötzlich zugehört. Und dann kommt eben »Smooth Operator«, ein Song, den ich schon immer gehasst habe, und es wird sogar geklatscht. Immer von Männern im Übrigen. Gefälliges Grinsen auf den Lippen inklusive. Meine Theorie ist, dass kaum einer der Herren weiß, was ein Smooth Operator ist. Es hört sich einfach sexy an, *smooth* eben. Sicher ein lässiger Typ, schlau aber eben auch jemand, der die Frauen versteht, dieser Operator. Die Zeile »His eyes are like angels but his heart is cold« singe ich immer mit dem eindringlichen *Die Überraschung*-Blick, direkt in eine dämliche gelockerte Krawatten-Fresse rein. Die dämliche gelockerte Krawatten-Fresse

missversteht das immer und zwinkert mich dann *smooth* an.

Jede halbe Stunde pausieren Daniel und ich und setzen uns für zehn Minuten an die Bar. Immer nach »Smooth Operator«. Es ist nicht so, dass wir die Pause brauchen, aber Andreas findet, dass es irgendwie dazugehört. Dass es gut aussieht. Also sitzen wir rum, zischen uns genervt an und vergessen nicht dabei, wie ein gutes, erschöpftes Team auszusehen.

»Du singst zu langsam.« Daniel rührt mit nervösen Fingerspitzen in einem *Robert de Niro-Freshness*. Ein Mädchendrink: irgendwas mit Aperol und Campari und Prosecco und Orange, aber ihm gefällt der Name.

»Hörst du?«, fragt er nach, den Blick auf den Spiegel hinter den Whiskyflaschen gerichtet: Das Haar muss Jamie Cullum bleiben, sonst hat ja gar nichts mehr Stabilität.

Unauffällig sehe ich auf mein Telefon. Andreas will nicht, dass wir das vor den Leuten tun. Es gibt den Gästen das Gefühl, wir wären auch nur Menschen mit verpassten Anrufen. Gott bewahre!

Ich bin ein Mensch mit sechs verpassten Anrufen. Alle von Monika. Eingegangen im Abstand von durchschnittlich zwei Minuten. Zwei Mailbox-Nachrichten, fünf WhatsApp-Nachrichten. Meine Mutter gibt nicht auf.

»Jule, hörst du mir zu? Du singst zu langsam. Du machst, was du willst! Das geht nicht, wir sind ein Team, verdammt!«, sagt Daniel immer noch zu seinen Haaren im Spiegel, während der siebte Anruf meiner Mutter in meiner Hand vibriert. Ich drücke ihn weg, lösche die Mailbox-Nachrichten und gleich die gesamte Kurznachrichten-App dazu. Andreas kommt aus seinem Büro hinter der Bar,

nickt mir zu, was sowohl das Zeichen für »Ihr könnt weitermachen« als auch für »Lass uns später noch ficken« ist.

Ich schalte mein Telefon aus, wackle gleichgültig Richtung Piano und schließe die Augen für den *Versunken in Emotionen*-Blick, während Daniel die ersten Takte zu »Someone Like You« von Adele spielt. Ich kriege sie alle kaputtgesoult. Auch die guten Songs.

Als ich aus Andreas' Büro komme, ist es halb zwölf und das Restaurant so gut wie leer. Keine Ahnung, wie sich dieser Laden überhaupt finanziert, wenn nur anderthalb Stunden lang gegessen und zwei Stunden lang getrunken wird, aber Andreas kann es sich trotzdem leisten, dreimal die Woche Livemusik anzubieten. Vielleicht kann er es sich auch nicht leisten, und es ist nur ein eher komplizierter und teurer Weg, an einen Blowjob zu kommen, jedenfalls ist es das, was er eben von mir bekommen hat, während ich an meine Mutter dachte und dabei aufpassen musste, nicht so wütend zu werden, dass ich Andreas' Gesundheit gefährde.

»Du weißt, dass du wie keine andere bläst, richtig?«, fragte er und ich versuchte den Gedanken an meine Mutter, wie sie meine kindliche Hand nicht loslässt, als sie sich vor das Taxi wirft, loszuwerden.

Als wir fertig sind, drückt mir Andreas die Gage des Abends in einem Briefumschlag in die Hand. Ein witziges Bild, findet er, als hätte er mich für duweißtstschonwas bezahlt, aber wert sei ich es in jedem Fall gewesen und ob ich morgen mal was von Whitney Houston singen könne.

Daniel sitzt immer noch an der Bar, im Gespräch mit einer Frau Anfang vierzig. Sie trägt ein Paillettenkleid, was ihr gut steht, dem Donnerstagabend steht es allerdings nicht so gut, aber was soll sie sich das von einer Frau mit Afro und rotem Nuttenkleid erzählen lassen. Ich schlüpfte in ein Paar Turnschuhe, auch etwas, was Andreas nicht gerne sieht, aber Andreas glücklich machen wurde heute bereits abgehakt, also stecke ich die 29-Euro-Plateaus in meine Tasche, drücke Daniel seinen Anteil der Kohle in die Hand und verlasse den Laden, ohne mich zu verabschieden.